

Der Wundermann

Iván Fischer formte das Budapest Festival Orchestra zu einem der 20 besten Orchester der Welt. Jetzt soll er dem Konzerthausorchester Berlin zu neuem Glanz verhelfen.
Von Kai Luehrs-Kaiser

Dirigenten sind beneidenswerte Leute. Fürstliche Bezahlung. Beste Hotels. Die gebutterte Seite des Lebens. Wenn ihr Orchester einmal in eine Krise gerät, können sie ihr Ränzeln schnüren und woanders eine lukrative Anstellung finden. „Dann packe ich meinen Koffer“, muss auch Iván Fischer freundlich zugeben, als wir ihn fragen, was passiere, wenn das von ihm postulierte „Wunder“ zwischen ihm selbst, dem Orchester und dem Publikum ausbleibe? Denn: „Ein Wunder“ ist es, welches der ungarische Dirigent mit dem Konzerthausorchester Berlin bewirken will.

Der 61-Jährige mit dem schütterten Haupthaar ist kein Unbekannter. Und kein Ungefeierter. Im Jahr 2008 gelang es ihm, mit seinem Budapest Festival Orchestra die Liste der „20 besten Orchester der Welt“ bei der Zeitschrift „Gramophone“ zu erklettern. „Keine Überraschung“ sei es daher für ihn gewesen, als 2010 das Berliner Konzerthausorchester werbend auf ihn zutrat. „Andere Orchester kamen auch.“ Man riss sich plötzlich um den Mann, den man zuvor manchmal mit seinem älteren Bruder Ádám Fischer verwechselt hatte. „Der Unterschied beim Konzerthausorchester war, dass diesmal nicht ein Manager erschien, um mit mir Kontakt aufzunehmen.“ Es waren die Musiker selber.

Fischer nahm die Einladung einer Probe auf Engagement nach Berlin an. Denn er kannte das Orchester nicht. Ein gewiss ungewöhnliches Verfahren: Dirigenten dieses Ranges können ein derartiges Anerbieten nur akzeptieren, wenn sie ernstlich interessiert sind. Ein Orchester mit dem Ruf des Konzerthausorchesters wiederum kann es sich kaum erlauben, danach wieder einen Rückzieher zu machen. Wenig überraschendes Ergebnis der Jungfernpote: Liebe auf den ersten Blick.

Vom Geist des Zusammenspiels, vom „Dienen“ und von der Kunst, „Zugang zur Seele des Publikums“ zu finden, schwärmt Iván Fischer an diesem Morgen im Garten des Regent Hotel am Berliner Gendarmenmarkt. Soeben hat er sein Einstandskonzert mit Dvořáks Siebter und Brahms' Doppelkonzert (mit Julia Fischer und Daniel Müller-Schott) erfolgreich absolviert. Das Publikum wollte ihn gar nicht mehr gehen lassen.

Fischer scheint gut präpariert für das harte Pflaster der Musikhauptstadt Berlin. „Der Saal ist mein Instrument“, hat er auf Plakate drucken lassen, die in der ganzen Stadt werbewirksam sein Ankommen feiern. Auf den Gedanken, dass dieser Slogan eigentlich nicht sehr schmeichelhaft für sein eigenes Orchester sei,

scheint im Konzerthaus niemand zu kommen. Tatsächlich sei es, wie Fischer zugibt, zweitrangig, welches Orchester man in einem Saal gerade dirigiere. Auch hier komme es auf den Geist der Uneitelkeit an, mit dem man musiziert. Und den hat er, so Fischer, beim Konzerthausorchester in vorbildlicher und seltener Weise angetroffen.

Den oft angezweiferten großen Saal des Konzerthauses am Gendarmenmarkt – akustisch tückisch vor allem im Parkett – nennt Fischer tatsächlich als wichtig für sein Engagement nach Berlin. „Mir ist das Konzerthaus lieber als die Philharmonie“, sagt er. Freilich hat er die Orchesteraufstellung geändert, um die Akustik zu optimieren. Erste und

Zweite Geigen sitzen nunmehr getrennt (so wie in der deutschen Orchesteraufstellung üblich). Die Kontrabässe hinten. Zwischen dem ebenfalls geteilten Blech sitzt mittig die zarte Phalanx der Holz-

bläser. Dem berühmten Mahagoni-Klang des Konzerthausorchesters kommt das hoffentlich zugute.

„Leiser ist lauter“, lautet Fischers zweiter Slogan. „Der Ausdruck wächst, wenn das Volumen weniger wird“, weicht Fischer auf Nachfrage zunächst etwas salbungsvoll aus. Um schließlich die kritische Spitze seiner Äußerung doch zuzu-

„Leiser ist lauter –
der Ausdruck
wächst, wenn das
Volumen
weniger wird“



geben: „Es stimmt schon: Die Orchester heute spielen im Allgemeinen alle zu laut!“ Früher sei das nicht so gewesen. „Ein Dirigent wie George Szell kultivierte mit dem Cleveland Orchestra eine in dieser Hinsicht fantastische, viel bessere Balance.“ Überhaupt, so Fischer, seien ihm die alten Dirigenten näher. „Das waren die Echten!“ Bruno Walter etwa oder Fritz Reiner (besonders schwärmt Fischer für dessen frühe Aufnahmen aus Pittsburgh). Das sei die Corona jener umwölkten Vorgänger, die ihm auch heute noch viel, nein: am meisten bedeuten.

Mit einer bemerkenswerten Serie von CDs bei dem Label Channel Classics (HM) hat Fischer in den letzten Jahren mit Brahms und Dvorák, Bartók und Strawinsky ein scharf konturiertes künstlerisches Profil gewonnen. Ein geigenbetontes, herrlich geschichtetes und gerastertes Klangbild von schöner Transparenz, nicht zu weich, verbindet sich mit der Neigung zu tänzerischer Beschwingtheit und Akkuratess. Fischers Klang wird niemals schwer, dicklich oder bra-

chial. Er ist ein Leichtnehmer – im positiv-musikalischen Sinne des Wortes.

Diese vielleicht paradox klingende Charakteristik lässt sich auch an seiner neuesten CD mit Mahlers Sinfonie Nr. 1 wiederfinden. Mit dem Budapest Festival Orchestra unterstreicht Fischer die Nähe zu böhmischem Sentiment und arbeitet das atmosphärische Flair suggestiv heraus. Wundervoll das changierend-prägnante Farbspiel zu Beginn des zweiten Satzes. Freilich: Das kräftig Bewegte, wie es die Satzbezeichnung fordert, auch die Tragik dieses „Titanen“ halten sich bei ihm in engen Grenzen; zumindest wenn man es mit emotionsgeladeneren Interpretationen im Gefolge Leonard Bernsteins vergleicht.

Die Mahler-Serie, die hiermit begonnen wird, soll sich zu keinem vollständigen Zyklus runden. „Ich mag die Achte nicht“, so Fischer. Denn: „Ich habe keinen Schlüssel für dieses Werk. Und wenn man den nicht hat, hat es doch keinen Sinn.“ Derlei ehrliche Äußerungen sind selten unter Dirigenten. Man hört sie gern. Wie man dem Mann überhaupt Offen-

heit und Unverstelltheit im Ausdruck in keinem Augenblick absprechen kann.

Von der Oper etwa, so bekennt Fischer, hat er sich abgewandt. „Die Dirigenten sehen sich dort als Hohepriester. Aber der Regisseur nicht!“, so Fischer. „Wie soll das funktionieren?!“ Sein „Parsifal“ jüngst in Amsterdam (Regie: Pierre Audi) sei sein letzter Ausflug in dieses Genre gewesen. Bis auf Weiteres.

Dahinter mag sich ein wenig Ranküne verbergen. Sein Engagement an der Opéra de Lyon zerbrach 2003, weil Fischer nicht nur dirigieren, sondern auch inszenieren wollte. So wie sich innerhalb seiner Karriere überhaupt der Widerspruch nicht verhehlen lässt, dass Fischer für treu gilt. Während es ihn in Wirklichkeit nirgendwo lange gehalten hat. Beim National Symphony Orchestra (Washington, D.C.) verpflichtete man ihn interimistisch für zwei Jahre, entschied sich dann aber für Christoph Eschenbach. Beim Cincinnati Symphony Orchestra blieb er sieben Jahre; aber nicht als Chef, sondern als Principal Guest Conductor. Bei der Northern



Der Maestro und sein Orchester: Mit Iván Fischer hat das Berliner Konzerthausorchester einen Chefdirigenten von internationalem Rang, der das Wunder schaffte, mit dem von ihm mitgegründeten Budapest Festival Orchestra in die erste Riege der Orchester aufzusteigen.

Sinfonia teilte er sich den Chefposten mit Tamás Vásáry nur drei Jahre. Für einen Dirigenten seines Alters: nicht mehr als eher kurze Stationen einer soliden, aber nicht überragenden Karriere.

Einzig dem – von ihm mitgegründeten – Budapest Festival Orchestra fühlt sich Fischer seit 1983 eng verbunden. Freilich soll er sich dort mit dem Ko-gründer Zoltán Kocsis überworfen haben. Geschätzt wird er als Gast von den Berliner Philharmonikern, vom Concertgebouw Orkest und vom New York Philharmonic. Regelmäßig Gastspiele in London (mit eigenem Orchester) waren es, die ihm – überraschend – den Platz unter den Top 20 der Weltklasse-orchester bescherte.

Fischer, ein Schüler von Hans Swarowsky, musste in seiner Karriere einen ästhetischen Paradigmenwechsel verkraften. „Swarowsky hatte mir beigebracht“, so Fischer, „dass alles Wesentliche in den Noten steht“. Dann wurde er Assistent bei Nikolaus Harnoncourt. „Von Harnoncourt erfuhr ich, dass das Entscheidende nicht in den Noten, sondern zwischen den Noten steht.“

Seine Arbeit in Berlin will er offenbar besonnen angehen – ohne übersteiger-

ten Erwartungen nachzulaufen. Aufnahmen mit dem Konzerthausorchester? „Nur nichts überstürzen!“, so Fischer. Wenn die Arbeit gut ist, werden sich auch entsprechende Projekte von selbst einstellen. Tourneen? Wiederum: Nicht forcieren! Woran er arbeiten will an seinem Orchester? Nichts Konkretes. Worin er die Stärken des Konzerthausorchesters sieht. Wiederum: eher Ausflüchte statt konkreter Angaben. Derlei ehrliche Wolkigkeiten, man muss es zugeben, könnten sich Führungskräfte in anderen Sparten heute nirgendwo mehr erlauben. Ein Dirigent darf.

Dabei ist das Konzerthausorchester ein Instrument von geschliffener Qualität mit einem Klang von beneidenswerter Natürlichkeit. Der dieser Tage 100 Jahre alt gewordene Kurt Sanderling (er starb 2011) formte das damalige Berliner Sinfonie-Orchester von 1960 bis 1977 zu einem Instrument von urbaner und ziviler Delikatesse. Auch den Abonnentenstamm von lange Zeit 13.000 regelmäßigen Hörern baute er auf.

Das BSO, 1952 als DDR-Gegenstück zu den Berliner Philharmonikern gegründet, hatte nach Sanderlings Ausscheiden mit seinen Chefs dagegen kein

Glück. Günther Herbig wechselte 1983 nach einem Streit mit dem Politbüro in die USA. Die späteren Chefdirigenten (Claus-Peter Flor, Michael Schönwandt und Eliahu Inbal) pflegten Klang und Repertoirestärken (besonders bei Russischem) getreu weiter. Neue Perspektiven konnten sie dem Orchester nicht geben. Ein Tiefpunkt war mit der kurzen, vom Orchester selbst beendeten Ära von Lothar Zagrosek erreicht (2006 bis 2011). Dieser versuchte besonders mit Opern-Projekten eine neue Tür aufzustoßen. Nur der Klang des Orchesters, in dessen streicherbetonte Feinheit die Bläser jahrelang perfekt integriert erschienen, litt zusehends.

An den Mann aus Budapest heften sich in Berlin große Hoffnungen. Sie sind nicht unberechtigt, handelt es sich bei Iván Fischer doch um einen handwerklich vorzüglichen musikalischen Barzähler ohne Vorliebe für ungedeckte Schecks. „Ich höre die Arroganz eines Orchesters nach zwei Sekunden heraus“, sagt Fischer. Auf etwa die Hälfte aller Orchester treffe diese Charakterisierung zu. „Man darf nicht imponieren wollen“, so Fischer. Sondern sich klar darüber sein, dass man „ein Ziegelstein im Gebäude“ sei.

Iván Fischer ist vielleicht nicht der glamouröseste, auch nicht der wirklichkeitsnaheste Mann von allen. Aber ein famoser Dirigent. Im neuen Berlin, einer auf Äußerlichkeiten und Durchreiseverkehr eingestellten Großbaustelle, wirkt diese Eigenschaft unmö- dern. So sehr, dass sie entschieden sympathisch ist.

Aktuelle CDs

Mahler, Sinfonie Nr. 1; Budapest Festival Orchestra, Iván Fischer (2011); Channel/HM SACD 723385331124

Strawinsky, Le sacre du printemps, „Feuervogel“-Suite u. a.; Budapest Festival Orchestra, Iván Fischer (2011); Channel/HM SACD 0723385321125

Schubert, Sinfonie Nr. 9; Budapest Festival Orchestra, Iván Fischer (2010); Channel/HM SACD 0723385311119

